

Bezugs-Preis
Für die Provinz Sachsen 2.50 M.
Für die Post bezogen 3. M.
Für den Ausland 4. M.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die Anzeigen 10 Pf.
Für die Anzeigen 10 Pf.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Sonnabend 29. Februar 1896.

Verleger:
Herrn W. W. Gernburgers Sohn

Bestellungen
für den
Monat März
auf die „Halle'sche Zeitung“
Expedition der „Halle'schen Zeitung“

In letzter Stunde.

Montag trug die Reichstag in der Beratung der Zuckerverkehrs-Vorlage ein. Der Entwurf ist dem Reichstag Anfangs Februar zugegangen, war aber schon lange vorher in seinen wesentlichen Bestimmungen bekannt. Er ist viele Monate hindurch der Gegenstand der Kritik gewesen, fälschlicherweise die erste an Erwerbungen und Verbesserungsversuchen zu Tage gefördert hat, wird einer unvereinbarmen und sorgfältigen Prüfung im Plenum und in der Kommission zu unterziehen sein. In unserer Zeit begreiflich, wenn auch nicht erfreulich, ist es, daß die andere Art der Kritik, die unzulässige, der diese wirtschaftliche Frage ein willkommener Agitationsstoff gewesen ist, in der breiten Öffentlichkeit ein heftiges Echo gefunden hat, als die gewöhnliche Gegenüberstellung. Es ist so ziemlich an alle Lebensverhältnisse gehen diese Zuckerverkehrs Vorlage appelliert worden, und die von den Agitatoren in der Presse und in Versammlungen gewöhnliche Wirkung ist gewesen, daß der Kernpunkt der Angelegenheit dem Auge des großen Publikums noch so gut wie verschwinden ist. Aus diesem Grunde mag noch einmal dargelegt werden, wie und warum die Regierung dazu gelangt ist, eine Änderung des Zuckerverkehrs zu beantragen. Frankreich hat schon Mitte der fünfziger Jahre die Konkurrenz seiner Zuckerproduktion auf dem Weltmarkt durch eine Ausfuhrprämie zu begünstigen begonnen und die anderen Zuckerländer zur Nachahmung gezwungen. Deutschland hat sich erst spät zu diesem Schritte entschlossen und als es geschah, handelte es sich hier nicht um eine künstliche Begünstigung, sondern um die Ausgleichung einer künstlichen Benachteiligung seiner Ausfuhr durch die prämieneingewanderten Staaten. Die deutsche Prämie ist jedoch niemals aus nur annähernd so hoch gewesen, wie die französische, und als im Jahre 1891 Deutschland von der Rübenzucker zur Zuckerverbrauchssteuer überging, setzte es die Prämie überhaupt auf den Ausfuhrbeleg. Nur für ein Übergangsstadium wurde eine Prämie in der Höhe von 1.25 M. für den Doppelzentner mit der Abgabe versehen, daß dieselbe von Mitte 1895 an auf 1 Mark herabzusetzen, und Mitte 1897 gänzlich in Wegfall zu kommen habe. Als man sich zu diesem Bescheid entschloß, war man allerdings nicht der Meinung, Deutschland werde ohne Prämien auf die Dauer konkurrenzfähig bleiben, wenn die anderen in Betracht kommenden Staaten, vor allen Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Belgien und die Niederlande, die Gewährung der Prämien fortsetzten. Man glaubte aber, diese Länder würden das gegebene Beispiel befolgen und mit der an sich höchst lästigen Prämienwirtschaft aufräumen. Für den Fall des Fortbleibens wurde die Rückkehr zur Prämie, als einen schmerzhaften Schritt der Selbstverteidigung, ausdrücklich vorbehalten. Dieser Fall ist eingetreten. Sein Staat ist nachgefolgt, Frankreich insbesondere hat keine außerordentlich hohe Prämie über 5 Mark für 100 kg Rohzucker — beibehalten und Belgien die seine noch erhöht. Die Folge davon war ein Preisrückgang, bei dem in Deutschland nur sehr große Fabriken auf die Dauer mit dem Ausland konkurrenzfähig bleiben können. Seit mehr als Jahresfrist sind die Zuckerpreise allerdings erheblich gestiegen und zur Zeit lassen sie wenig oder gar nichts zu wünschen übrig. Aber die Ursache dieser Besserung ist der Aufschwung der russischen Zuckerverproduktion, auf den das Schicksal eines der wichtigsten deutschen Gewerbezweige nicht ganz ohne Einfluß sein darf. An der Zuckerverwaltung sind Landwirtschaft und Industrie gleichmäßig interessiert; sie macht ungefähr zwei Drittel der deutschen Gesamtzuckerproduktion aus und ließ Deutschland im Jahre 1894 die Summen von 206 Millionen Mark aus dem Auslande zuführen. Nahezu 50 000 Arbeiter ziehen ihre Nahrung unmittelbar aus der Zuckerverzeugung. Dazu treten die Arbeiter der zahlreichen Erwerbszweige, die am Zuckerverkehr mittelbar beteiligt sind. Die deutsche Zuckerindustrie verbringt jährlich gegen 60 Millionen Doppelzentner Kohlen und 6 Millionen Doppelzentner Kalk und verzehrt durch ihren Bedarf an Eisenblech, Maschinen, Verpackungsmaterialien usw. eine große Menge von Unternehmungen und deren Arbeiter. Wenn es sich um die, nicht durch innere

Verhältnisse — die deutsche Zuckerindustrie ist die technisch leistungsfähigste der Erde — sondern durch gesetzgeberische Maßnahmen anderer Staaten gefährdete Existenz einer solchen Industrie handelt, so will es doch wohl nicht fehlen, daß eine Selbstkritik unseres Staates auch einigen reichen, zum Teil durch den Preisern oder Großenteil führenden Personen zu Statte käme. Das aber ist das Moment, das die radikale Agitation, die bürgerliche nicht weniger als die sozialdemokratische, in den Vordergrund stellt, während sie an dem Punkt, auf den Alles ankommt, an der Prämienbewährung der Konkurrenz der Zuckerstaaten, vorbeihüft. Die deutsche Zuckerindustrie befindet sich dem fremden Wettbewerb gegenüber in der Lage eines kaum bewehrten Mannes, der mit einem bis an die Zähne bewaffneten zu kämpfen hat; die Ausfuhrprämie von 1.25 M., die sie fortgesetzt, nachdem im vorigen Jahre das Gesetz von 1891 geändert worden ist, reicht für sie nicht aus, um, trotz ihrer Ueberlegenheit, unter gleichen Kampfbedingungen die Konkurrenz der viel höherer Ausfuhrfähigen ausländischen Länder zu bestehen. Die vorgeschlagene Erhöhung auf 4 Mark ist das Mittel, die gleichen Bedingungen herbeizuführen, d. h. die anderen Staaten zum Aufgabe der Prämienwirtschaft zu bestimmen. Daß die Prämie keinen anderen Zweck als diesen verfolgt, geht aus der Bestimmung der Zuckersteuererhöhung hervor, die den Bundesrat ermächtigt, den Zucker zu ermäßigen, oder ganz zu belegen, sobald die anderen Rübenzucker erzeugenden Länder ihre Ausfuhrprämien ermäßigen oder aufheben. Ein anderes Mittel zum Ziele zu gelangen, zeigt sich nicht: über dieses Ziel erreicht haben wir, kann sich einer Prämienbewährung nicht enthalten. Die Prämienbewährung bringt aber notwendig eine Vermehrung der Reicheinnahmen zur Deckung der Mehrausgaben für die Ausfuhrprämie und Vorkosten gegen eine auf die Prämien basierte Ueberproduktion mit sich. Die Vorlage will beide Zwecke durch die Schaffung einer stofflichen Betriebssteuer, die zugleich den Wettbewerb der feineren und mittleren Fabriken mit dem Großbetrieb erleichtert soll, sowie durch die Erhöhung der Abgabe für den im Inlande verbrauchten Zucker erreichen. Die vorgeschlagenen Maßnahmen würden, abgesehen von der die Konjunktur betreffende Steuererhöhung, unter verschiedenen Verhältnissen verchiedene. Einen Ausweg zwischen den entgegenstehenden Interessen zu finden, ist die schwierigste Aufgabe der Beratung.

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm unternahm gestern mit der Kaiserin die gewöhnliche Tiergartenpromenade und ertheilte kurz vor Mittag dem amerikanischen Botschaft in London attachierten Oberlieutenant William Woodrow vom Ingenieurkorps Rubins. Eine Kommission von Boeren sandte an Kaiser Wilhelm folgendes, in holländischer Sprache abgefaßtes Glückwunschtelegramm zum Geburtstag: „Wir wünschen Euch Heiligkeit Gottes heißen Segen. Möge Gott Eie laude erhalten um Seine Gottesdienste. Mögen die Freundschaftsbände zwischen Deutschland und der Südrussischen Republik nie zerreißen, sondern fester werden.“ * In den reichsständischen Etat war eine Summe von 180 000 M. für den Bau eines kaiserlichen Jagdschlusses bei Wügg angelegt worden. Die Kommission des Landesausschusses hat die Forderung genehmigt, das Plenum sie dagegen in gleicher Höhe mit geringer Mehrheit abgelehnt. * Reichsminister Boffe und die Polenfrage. Durch die Erklärungen des Reichsministers erhob sich die gefürchte Verletzung des Autonomie im Zentrum zu einem bedeutsamen politischen Ereignis. Es schroff und ungewisheit sind die mit liberalen Aspirationen verknüpften polnischen Bestrebungen von Regierungskreise aus noch niemals zurückgewiesen worden, so unverhohlen wurde die Hintertreppepolitik, die sich gegen das Deutschtum richtet, noch niemals als solche gekennzeichnet. Der Minister erklärte offen, daß er den Deutschen Unterricht überweisen! liegt hierin föhlt die offene Erklärung, daß die Regierung die Hinnahme der Geistesfreiheit zu antideutschen Hoffnungen und Wünschen kennt und fürchtet, so wird sofort die Erklärung darum gefügt, daß alle nationalpolitische Agitationen unterdrückt werden müssen, da sie sich gegen den Bestand des Staates richten. „Dieser Staat ist ein deutscher, er darf sich keinen internationalen Bestrebungen gegenüber läßig zeigen“, ruft der Minister aus und erklärt, der Staat befinde sich den Polonisationsbestrebungen gegenüber im Stande der Notwehr. Daß dies thatsächlich der Fall ist, wird Niemand leugnen, der die Verhältnisse kennt. Wir begrüßen diese Rückkehr zu den Bismarckischen Grundsätzen aufs Warmste. Ob diese Stellungnahme der Regierung dem Zentrum angenehm ist oder nicht, kann gleichgültig sein, denn das Zentrum verfolgt ja doch nur reaktionäre Tendenzen und ist der Regierung nur dann gefällig, wenn es mit eigenem Vorteil verträglich ist. Das Zentrum wird sich denn auch keinen, keine andere Bestimmung bei dieser Gelegenheit zu offenbaren. * Drei Vorkämpfe. Daß die gegenwärtige Lage der deutschen Landwirtschaft eine überaus traurige und unbilligste ist, wird heute nur noch von Wenigen bezweifelt. Der Streik der Meinungen kann sich nur darum drehen, wie sie zu beheben ist. Unter allen Maßnahmen, die bisher erörtert wurden, um der Nothlage der deutschen Landwirtschaft abzuhelfen, verdienen, abgesehen von den weiter zu verhandelnden kleinen Mitteln, zwei Vorkämpfe besondere Beachtung. Vor Allen ist die Versteigerung der Wechtheile, welche nicht nur der Landwirtschaft, sondern auch

der Industrie durch die Silber-Entwerthung fortgesetzt erwaschen, durch internationale Vereinbarungen weiterhin anzustreben. Es ist aber anzunehmen, daß der deutsche Bismarck'sche Bund, falls ihm die nötige öffentliche Förderung zu Theil wird, dieses Ziel ernstlich weiter verfolgen wird. Sodann ist die rechtzeitige Vorbereitung eines autonomen, zum Schutz der deutschen Produktion völlig ausreichenden Zolltarifs für den denkwürdigen Ablauf der jetzigen Handelsverträge eine absolut dringliche und unerlässliche Aufgabe! Alle diejenigen, welche in dem Gebiete der deutschen Landwirtschaft, in Gemeinamkeit mit einer lebensfähigen Industrie, die wesentlichen Grundlagen des öffentlichen Wohles erkennen, werden diesen Zielen fortan die eingehendste Aufmerksamkeit und Sorgfalt zuwenden haben. Die Notwendigkeit eines derartigen Vorgehens wurde auch bei den jüngsten Verhandlungen im Bunde der deutschen Landwirthe hervorgerufen. Es muß, nach dem empfehlenswerthen Vorgehen anderer Großstaaten, den Landwirthen, Industriellen und Handwerklern auf das Dringendste empfohlen werden, die Vorbereitung eines derartigen autonomen, ausreichend starken deutschen Zolltarifs als bestes Mittel der Unterhandlung mit fremden Staaten zur Erzielung gegenseitig befriedigender Beziehungen in Angriff zu nehmen. Da aber die demalige Zusammenfassung des deutschen Reiches, wie andererseits mit Recht vielfach hervorzuheben wurde, keinerlei Gewähr darbietet, jene berechtigten Ziele für das wirtschaftliche Gedeihen der produktiven Volksschichten zu erreichen, so ist eine lebhaftest Maßnahme in diesem Sinne unerlässlich. Nach andere geeignete, öffentliche Vorleistungen weisen auf deren Notwendigkeit hin.

* Die Thätigkeit des Reichstages seit Beginn dieser Session wird von der „Münch. Allg. Ztg.“ unter die Lupe genommen, wobei nicht gerade sehr erfreuliche Dinge zur Sprache gebracht werden: „Dreimal ist in der gegenwärtigen Session die Beschlußfähigkeit konstatirt worden, am Eröffnungstage, am darauffolgenden Tage bei der Präsidentenwahl und bei der Abstimmung über den Antrag Kanis, am 17. Januar, am Vorabend des großen Schloßfestes. Es darf auf das Entschiedenste bewiesen werden, daß auch nur in einem halben Dutzend der übrigen 45 Sitzungen, welche fastgefallen haben, jemals die Beschlußfähigkeit erreicht worden ist. Angehen ist beobachtet worden, daß noch nie zuvor anwabsend eine solche Debe und Vere in Sitzungsanfang herrscht hat, wie in der gegenwärtigen Session. Wenn das Uebel des Absentismus sich in der gleichen Proportion weiterentwickelt, so wird man den Reichstag demnächst als Parteidemokratie ansehen können. Der schwere Schaden, welcher dem Ansehen der obersten Volksvertretung des deutschen Reichs durch einen solchen Zustand zugefügt wird, bedarf nicht erst der Erläuterung. Aber davon ganz abgesehen, liegt, wie der Vorgang mit der Zuckersteuer gezeigt hat, die Ernste der ganzen Session in Frage. Sämtliche gegenwärtig in der Schwere befindlichen Gesetzesentwürfe sind zum Mindesten der Sozialdemokratie, mit Ausnahme des Bürgerlichen Gesetzbuchs aus den Zeitungen, ein Zorn im Auge. Nichts ist aber bei dem bisherigen mangelhaften Besuche, so ist die Minorität fortwährend in der Lage, den Reichstag in der brutalsten Weise zu tyrannisieren und jede positive Leistung zu verhindern. Es kann also den Reichstagen nicht bringen genug aus Gemissen geredet werden, mit dem Ueberbeteugung der Plenarifikationen endlich vollständig auf dem Platze zu sein.“

* Die „Voss. Ztg.“ die sich schon seit Wochen fast tagaus, tagein mit den Verhältnissen innerhalb der konfessionellen Partei beschäftigt, ohne jemals von dieser irgendetwas im Rath und Hilfe angegangen zu sein, ärgert sich darüber, daß die „Nordd. Allg. Ztg.“ neulich ausgeführt hatte, daß die konfessionelle Partei in diesem Augenblicke frohwarmer dahe als je und daß ihr Wirken ganz und gar von Ideen ausgefüllt sei, die mit der Würde des preussischen Staates in innigem Zusammenhange stehen. Die Behörde gläubt, jetzt Wunder was zu erwidern, wenn sie darauf hinweist, daß die Konfessionellen für den Antrag Kanis, die Doppelwahlung und die Einbringung eines Schulgesetzes eintraten und schließlich verhängt lädelnd, meint, daß gerade die liberale Partei es sei, die die Regierung gegen die aufgeführten Bestrebungen der konfessionellen Partei unterfütze — darum: Reich mit die Hand, mein Leben. Die Vossin sollte doch bedenken, daß es nur den Spott Anderer hervorzufernen heißt, in solchen Mther noch die Rolle der Martha Schwellerin aus dem Faust spielen zu wollen.

* Seit dem Bestehen der staatlichen Unfallversicherung hat sich die Summe der Jenters der Arbeiter und der Arbeiter und deren Angehörigen sowie Rentnerleistungen direkt jagendolleren Beträge ständig vermehrt; die Verl. Pol. Nachr. macht darüber folgende Angaben: „Im Jahre 1886 betrug die Summe der ausgefallenen Entschädigungen 19 Millionen, sie steigerte sich von da ab fortwährend und zwar 1887 auf 5.9, 1888 auf 9.7, 1889 auf 14.4, 1890 auf 20.3, 1891 auf 26.4, 1892 auf 32.3, 1893 auf 38.1, 1894 auf 44.5 und 1895 auf 50.2 Millionen. In den statistischen Angaben über die Unfallversicherung sind weniger als 2437 Millionen gezahlt worden. Der Hetererendenz ist am Ende des Vorjahres auf über 120 Millionen erhöht worden. Es sind gewaltige Summen, welche von den Arbeitgebern für die Unfallversicherung ihrer Arbeiter aufgebracht werden. Selbst bei die Zahl der entfallenden unfallgefährlichen Unfälle im Jahre 1895 nicht abgenommen. Sie belief sich 1894 auf 69 619 und 1895 auf 75 954. Die Zahl der Verletzten hat sich nicht in dem gleichen Verhältnisse gesteigert. Daraus läßt sich feststellen,

Das die Zahl der Unfälle mit tödlichem Ausgange nicht bloß ...
Die Volkserhebung hat gegen ihr Erbeinende eingeleitet.

Parlamentarisches.

Der Abgeordnete Wang hat, unterstützt von ca. 250 Abgeordneten ...
Welche Maßregeln bedient die Königlich preussische Staatsregierung ...

Cetererich.

Den gestrigen Sieg bei den Gemeinderaths-Wahlen in Wien ...
Ein bemerkenswerthes Gesandnis hat der neue Reichsminister der Rapsolone, Schrag gemacht ...

England.

Ein bemerkenswerthes Gesandnis hat der neue Reichsminister der Rapsolone, Schrag gemacht ...

in der Mutterprache, nicht auch auf die Polen in Schlesien ...
Der Kultusminister erklärte in seiner sofort folgenden Erwiderung, daß er einen Eintrag von katholischer ...

Der Kultusminister erklärte in seiner sofort folgenden Erwiderung, daß er einen Eintrag von katholischer ...
Der Kultusminister erklärte in seiner sofort folgenden Erwiderung, daß er einen Eintrag von katholischer ...

Aus Nah und Fern.

Am 29. Februar. Mit vollem Recht wird vielfach das ...
Ein Wälder erster Ordnung. Auf dem Territorium des ...

Telegramme.

London, 29. Februar. Nach St. Petersburgs Meldungen ...
Madrid, 29. Februar. Die Parteien der Reformen und Autonomisten auf Cuba beschloßen sich an den ...

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgegend.

Gröben, 27. Februar. (C. d. S. G.) Gestern Morgen vor ...
Weisenfels, 27. Februar. (Die geistliche Sitzung der Stadterordneten) fand in dem prächtigen Sitzungssaal ...

Dom Brocken, 28. Februar. (Originalwetterbericht) ...
Hannover, 27. Februar. (Aus der Generalsversammlung der ...)

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Gröben, 29. Februar. (Melchiorfeier) Zur einhundertjährigen ...
Leipzig, 28. Februar. (Feldbesichtigungen) Während des ...

Herr und Marine.

Die Stellung der deutschen Offiziere in China. Was ...
Wir können diese Mitteilung als unwohl bezeichnen und zwar ...

Preussischer Landtag.

Verordnung. Gestern wurde der Rest der Ankerberolage und eine Resolution ...
Die am Donnerstag begonnene Plenardebate wurde gestern mit erneuter ...

Abgeordnetentage.

Die am Donnerstag begonnene Plenardebate wurde gestern mit erneuter ...



(Nachdruck verboten.)

Um eine Fürſtenkrone.

11)

Roman von Reinhold Ortman.

In athemloſer Spannung hatte Alles dieſer lebendigen Darſtellung gelauscht. Man hätte während Rafaella's Erzählung ein Blatt Papier im Saale zu Boden fallen hören. Der Staatsanwalt machte ein ſehr erſtauntes Geſicht und der Präſident wechſelte ſchnell einige leiſe Worte mit den beſitzenden Richtern.

„Ihre Schilderung, Frau Gräfin“, ſagte er, „ſieht nicht ganz im Einklang mit den Ausſagen, welche einige andere Augenzeu- gen des Vorfalls in der Vorunterſuchung gemacht haben. Davon, daß Wismar die Waſſe gegen ſeine eigene Stirn gerichtet habe, hat keiner von ihnen etwas geſehen, und bei der entſcheidenden Wichtigkeit, welche dieſer Umſtand für die Beurtheilung der ganzen Sache haben müßte, erſuche ich Sie dringend, Ihr Gedächtniß noch einmal genau zu prüfen und ſich ſelber Klarheit darüber zu verſchaffen, ob Sie das, was Sie uns ſoeben erzählten, in jenem Moment wirklich mit eigenen Augen geſehen haben, oder ob es ſich etwa ſpäter in Ihrer Phantasia bis zur vermeintlichen Ueberzeugung ausgebildet hat. Ihre Beerdigung iſt vorläufig ausgeſetzt worden, aber ſie wird höchſt wahrſcheinlich ſpäter erfolgen, und auch eine ſahrläſſige Unrichtigkeit in Ihrer Ausſage würde alsdann unter den Begriff des Meineids fallen. Es iſt meine Pflicht, Frau Gräfin, Sie darauf beſonders aufmerkſam zu machen. Vielleicht geben Sie wenigſtens die Möglichkeit zu, daß Sie ſich geirrt haben könnten und daß die Waſſe ſchon vor dem Eingreifen des Herrn Grafen gegen Sie gerichtet geweſen iſt.“

Hoch aufgerichtet und mit ſtolz erhobenem Haupte ſtand die ehemalige Sängerin da. Kein Zug veränderte ſich in ihrem Geſicht, während ſie ohne Zaudern und ohne Befinnen erwiderte:

„Nein, Herr Präſident, eine ſolche Möglichkeit gebe ich nicht zu. Ich weiß gewiß, daß ich mich nicht täuſchte und daß jener Schuß nicht für mich beſtimmt war. Hätte die Kugel mich wirklich getroffen, ſo würde nicht das Zielen des Herrn Wismar, ſondern allein das allzu ſtürmiſche Dazwiſchentreten des Grafen Wenzel Hohenſtein die Schuld daran getragen haben.“

Der Vorſitzende wandte ſich jetzt nach der Anklagebank hinüber:

„Sie hören, was die Zeugin bekundet! Wünſchen Sie nicht vielleicht jetzt zu einer Widerlegung ihrer Ausſage das Wort zu ergreifen?“

Paul Wismar erhob ſich und ſchüttelte den Kopf. „Nein, Herr Präſident, ich habe dazu nichts zu bemerken.“

Auch der Staatsanwalt hielt es jetzt für nöthig, einige Fragen an Rafaella zu richten. Noch eindringlicher als der Vorſitzende des Schwurgerichtshofes wies er ſie auf die Tragweite ihres Zeugniſſes und auf die verhängnißvollen Folgen eines etwaigen Irrthums hin. Aber die junge Gräfin wiederholte nur mit um ſo größerer Entſchiedenheit ihre erſte Behauptung, und mit einem Achſelzucken ſtellte der Vertreter der Anklagebehörde ſeine Fragen ein.

„Haben Sie einen Widerspruch gegen die Beerdigung der Zeugin zu erheben, Herr Staatsanwalt?“ fragte der Präſident. Und da Jener verneinte, kehrte er ſich wieder Rafaella zu: „So erheben Sie Ihre rechte Hand, Frau Gräfin, und ſprechen Sie mir nach —“

„Ich bitte um das Wort!“ erklang es in dieſem Moment von dem Tiſche des Bertheidigers herüber. „Ich lege Proteſt ein, gegen die Beerdigung der Zeugin.“

Bewundert ſahen Geſchworene und Richter einander an; der Staatsanwalt aber ſchüttelte leicht den Kopf. Durch die Reihen der Zuſchauer lief ein Rauſchen.

„Und mit welcher Begründung, Herr Rechtsanwalt?“

Hermann Mohrungen war aufgetanden: aber ſeine Hände

ſtügten ſich auf den Rand des kleinen Tiſchchens und die ihm zunächſt ſaßen, glaubten wahrzunehmen, daß dieſe Hände ein wenig ſogar zitterten. Jedenfalls war ſeine ſonſt ſo volltönende Stimme plötzlich belegt und die Worte kamen nicht in fließender Rede, ſondern ſtoßweiſe und wie mit Anſtrengung über ſeine Lippen.

„Ich erhebe Einſpruch, weil — weil ich nicht an die Mög- lichkeit ſo genauer und ſicherer Beobachtung in ſolchen Augen- blicken der höchſten Aufregung zu glauben vermag. Und ich ſtelle darum den Antrag, die Beerdigung der Frau Gräfin wenigſtens noch ſo lange auszuſetzen, bis auch die anderen Augenzeu- gen des Ereigniſſes vernommen worden ſind.“

„Ah, das iſt eine Beleidigung!“ rief Rafaella laut. „Ich bitte Sie, mich dagegen zu ſchützen, Herr Präſident!“

Mohrungen fuhr zuſammen. Er ſchien Willens, noch etwas zu ſagen, da begegneten ſeine Augen denjenigen der Gräfin — und er ſchwieg.

„Der Gerichtshof wird ſich zur Berathung über den Antrag des Herrn Bertheidigers zurückziehen“, erklärte der Vorſitzende, und es trat eine kurze Unterbrechung in dem Gange der Ver- handlung ein. Die Gräfin hatte ſich auf einen der für die Zeugen beſtimmten Stühle niedergelaſſen; Hermann Mohrungen aber blätterte ſehr angelegentlich in ſeinen Papieren, als ob er ſich davor fürchte, noch einmal dieſem Blick zu begegnen, in welchem eine ſo flammende Beredsamkeit ſprach.

Auf den Bänken des Zuſchauerraumes beſand man ſich in der denkbare höchſten Spannung; der Einzige, der von der all- gemeinen Aufregung nicht berührt zu werden ſchien, war der Angeklagte Paul Wismar, der mit verſchränkten Armen und tief auf die Bruſt gelenktem Haupte daſaß, unbekümmert um all das Geſchwir und Geſülfter um ihn her.

Erſt nach Verlauf von zehn Minuten traten die Richter wieder in den Saal. Der Vorſitzende bedeckte ſein Haupt und verkündete, daß der Gerichtshof den Antrag des Bertheidigers abgelehnt und die ſofortige Beerdigung der Gräfin Hohenſtein beſchloſſen habe. Wie ein Aufleuchten des Triumphs glitt es über Rafaella's Geſicht. Sie trat in feſter Stellung abermals vor den Zeugentiſch und während ſich alle im Saale Anweſenden erhoben, ſprach ſie dem Präſidenten mit klarer Stimme ohne Schwanken und Stocken die Eidesformel nach.

„So wahr mir Gott helfe!“

Noch eine halbe Sekunde blieb es todtenſtill; dann aber gab es wieder Stühlerücken, Räuſpern und leiſes Geſülfter. Die Ver- nehmung der Gräfin Hohenſtein war zu Ende, und die Reihe kam an die Andern.

Graf Adelhard machte den Anfang. Er ſah ſehr nervös und aufgeregelt aus, und auf ſeinen Wangen brannten rothe Flecken. Sein Auftreten an dieſem Orte bedeutete für ihn un- verkennbar eine namenloſe Pein. Mit ganz leiſer Stimme gab er Antwort auf die an ihn gerichteten Fragen, und ſeine Er- regung war ſo groß, daß er wiederholt ſtörrte und ſich ver- beſſern mußte.

Was er angab, ließ ſich ſehr wohl in Uebereinstimmung bringen mit den Ausſagen ſeiner Gattin. Er hatte Wismar plötzlich wie aus der Erde gewachſen vor ſich ſtehen ſehen, hatte verworrene, ſinnloſe Worte aus ſeinem Munde gehört und hatte dann eine verdächtige Bewegung wahrgenommen, die faſt ſchon zum Gefallen ſei mit dem Krachen des Schuſſes. Ob der Angeklagte den Revolver auf ſich ſelbſt oder auf ſeine Frau gerichtet habe, vermochte er mit Sicherheit nicht anzugeben; aber er betonte, daß er das Erſtere für das Wahrſcheinlichere halte.

Weber der Staatsanwalt noch der Bertheidiger hatten weitere Fragen an ihn zu richten, und ſo nahm er, mit dem Taſchentuche ſich den Schweiß von der Stirn trocknend, an der Seite ſeiner Gemahlin Platz.

Der Name des Grafen Wenzel war der nächſte, welcher aufgerufen wurde. Der Fuſarenlieutenant erſchien im Civilan-

zuge und begrüßte das Richterkollegium sehr unbefangen und sicher. Es gab eine große Bewegung, als er in seiner knappen und klaren Darstellung des dramatischen Vorganges bis zu der Erklärung gekommen war, daß er der Arm des Verbrechers in demselben Augenblick gepackt habe, als Wismar seinen Revolver auf die junge Gräfin anlegte. Der Präsident mußte sich wieder durch ein Glockenzeichen Ruhe verschaffen, ehe er den Zeugen fragen konnte: „Haben Sie genau gesehen, daß der Angeklagte auf die Gräfin gezielt.“

„Gewiß! Er stand ja unmittelbar neben mir und als ich die verdächtigen Handbewegungen wahrnahm, konnte ich nicht darüber im Zweifel sein, was er im Schilde führte.“

„Das heißt: Die vorausgegangenen Worte Wismar's hatten die Vermuthungen in Ihnen erzeugt, daß es sich um einen Anschlag auf das Leben der Gräfin handeln sollte. Hätten Sie es denn unbedingt sehen müssen, wenn er die Waffe nicht auf die junge Frau, welche ihm gegenüber saß, sondern auf die eigene Stirn gerichtet hätte?“

„Ich glaube wohl, daß mir das schwerlich hätte entgehen können, und die Richtung des Schusses spricht ja auch mit unzweifelhafter Bestimmtheit gegen eine solche Annahme.“

„So sollte man meinen. Aber es ist hier eine Zeugenaussage abgegeben worden, welche zu Ihrer Darstellung in direktem Gegensatz steht. Nach dieser Aussage soll lediglich Ihr rasches Zugreifen die Lage des Revolvers verändert und der Kugel jene Richtung auf die Gräfin Hohenstein gegeben haben, während sie nach der Absicht des Angeklagten seinen eigenen Kopf hatte treffen sollen. Halten Sie das für möglich?“

Grav Wenzel Hohenstein antwortete nicht auf der Stelle. Er wußte genau, daß vor ihm nur Abelhard und Rakaella vernommen worden waren, und er war nicht eine Sekunde lang im Ungewissen, auf welche Aussage sich die Worte des Vorsitzenden bezogen. Aber er schien einiger Ueberlegung zu bedürfen, ehe er zu einem Entschluß über die Haltung kam, die er selber diesem von Rakaella erfonnenen Märchen gegenüber einzunehmen habe. Und sein Zaudern konnte nichts Auffälliges haben, da es bei einem solchen Verhalten nur natürlich war, daß er sich den Sachverhalt nochmals vergegenwärtigte.

Dann erhob er entschlossen den Kopf und antwortete:

„Ich möchte eine Sinnestäuschung in diesem Punkte zwar für wenig wahrscheinlich, aber doch keineswegs für völlig ausgeschlossen halten. Alle diese Dinge, von denen hier die Rede ist, vollzogen sich ja während einer so geringfügigen Zeitspanne, daß ein Irrthum in der Beurtheilung einer einzelnen Handbewegung wohl bei jedem Zuschauer als möglich angenommen werden kann. Wenn einer der Anwesenden mit voller Bestimmtheit gesehen haben will, daß jener Mensch auf sich selbst gezielt hat, wenn er diese Behauptung vielleicht sogar eiblich zu erhärten vermag — dann, Herr Präsident — und er begleitete diese Worte mit einem bedeutamen Achselzucken — „werde ich mich für meine Person wohl zu der Annahme bequemen müssen, das Opfer einer Täuschung geworden zu sein!“

Dieser kaum erwartete Rückzug des jungen Offiziers brachte einen fast ebenso tiefen Eindruck hervor, als vorher die überraschende Bekundung der Gräfin Rakaella. Die Beurtheilung der That, die anfänglich scheinbar eine so einfache gewesen war, stellte sich mehr und mehr als eine überaus schwierige heraus, und eindringlicher als zuvor wiederholte der Vorsitzende seine Mahnung an den Angeklagten, sich endlich auch seinerseits zu einer Erklärung zu verstehen.

Aber die Mahnung blieb ebenso fruchtlos, als sie es bisher gewesen war. Paul Wismar beharrte unerschütterlich bei seinem Vorfaß, und es blieb nichts anderes übrig, als in der Zeugenvernehmung fortzufahren, um durch die Bekundungen der anderen Hochzeitsgäste vielleicht doch noch Licht in das Dunkel zu bringen.

Der dicke Rittmeister v. Selbenedt erschien als der nächste vor dem Zeugenische. Er war ein gewaltiger Großsprecher im Kreise seiner Kameraden und ohne Zweifel auch ein tapferer Mann vor dem Feinde. Aber er war befangen und verwirrt in dieser für ihn so ungewohnten Umgebung. Von Anfang an kam er aus dem Häuspern und Stottern gar nicht heraus, und in seiner ganzen Aussage war nichts unbedingt Feststehendes als die Versicherung, daß er den Kerl“ gepackt habe, wie einen tollen Hund, und daß er ihn zwischen seinen Fäusten zerdrückt haben würde, wenn er ihn nicht für einen Verrückten gehalten und darum einiges Mitleid mit ihm gehabt hätte. Auch er gab auf die Vorhaltung des Präsidenten die von Rakaella behauptete Mordthat zu, wie er vielleicht auch alles Andere zugegeben

haben würde, nur um dieser schauerhaften Vernehmung endlich lebzig zu werden.

Beustend und kirchroth vor Aufregung setzte er sich endlich, durch einige Fragen des Staatsanwalts vollends aus der Fassung gebracht, neben seinen Kameraden, den Grafen Hohenstein.

„Hol der Teufel die ganze schwarzrödrige Gesellschaft!“ raunte er ihm zu. „Das ist ja schlimmer als ein Fährrißs-erzamen.“

Hatte die Verhandlung schon bisher eine über alle Erwartung günstige Wendung für den Angeklagten genommen, so verbesserten sich seine Aussichten noch um ein Beträchtliches, als der Marschese Inigo d'Avolos del Basso mit seinem unvollkommenem Deutsch und seinem desto beredteren Gebardenpiel Antwort gab auf die an ihn gerichteten Fragen.

Gesehen hatte er eigentlich gar nichts; denn er wußte auf eine sehr drastische Weise zu schildern, wie der Schreden ihn vorübergehend all seiner Sinne beraubt habe. Aber an eine mörderische Absicht des armen Wismar hatte er seiner Versicherung nach niemals geglaubt.

„Wenn ich hätte für möglich gehalten etwas so Schreckliches, meine Herren Richter,“ rief er pathetisch, „so würde ich unbedenklich dargeboten haben meine eigene unbeschützte Brust an die Kugel, welche war bestimmt für das Herz meines geliebten Kindes. Es hätte mir dann gewiß nicht gefehlt an Todesmuth und an Gegenwärtigkeit des Geistes. Aber wie konnte ich kommen auf einen solchen Gedanken, da ich doch wußte, daß dieser Mann nicht kann tödten eine Fliege, um wie viel weniger einen lebendigen Menschen! Er ist gewesen unser Freund in gute und schlechte Tage. Ich kenne sein Herz, und ich weiß, das es sanft ist wie das Gemüth eines Lammes. Als ich veröffentlichte meine Gedichten, man hat mir gesagt, daß ich sei ein Kenner der Menschen — und wenn dies ist gewesen die Wahrheit, meine Herren Richter, so sage ich Ihnen als Menschenkenner und als Poet: Dieser Mann kann sein ein Unglücklicher, aber er ist niemals ein Mörder — niemals — niemals!“

Sinten im Saale regte es sich wie leise Heiterkeit, und der Vorsitzende drohte sehr energisch mit Räumung der Zuschauerbänke bei einer Wiederholung derartiger Ungehörigkeiten. Aber auch auf dem Gesicht des Angeklagten hatte sich zum ersten Mal während der ganzen Dauer der Verhandlung eine kleine Bewegung gezeigt, ein Zucken um die Mundwinkel wie von wehmüthiger Rührung, und man hätte wohl eine summe Bitte um Verzeihung lesen können in dem Blick, welchen er auf den Marschese richtete. Seine Lippen aber blieben fest geschlossen, und der Vorsitzende, der aufmerksam zu ihm hinüber gesehen hatte, machte gar nicht erst einen neuen Versuch ihn zum Sprechen zu bewegen. (Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Sein erster Patient.

Eines Tages fühlte ich das Bedürfnis in mir, einen Arzt zu konsultiren. Sofort ging ich aus, es war eben die geeignete Zeit. Doch welchen Jünger Askulaps sollte ich nehmen. Wenige Schritte von meiner Wohnung fiel mir plötzlich ein blißblankes Metallschild ins Auge, auf dem zu lesen war „Dr. Kandner, praktischer Arzt.“ Kurz entschlossen trat ich in einen Materialwaarenladen neben dem Hause.

„Fünf Stück Zigarren, hell, Mittelsorte, zu acht,“ beschied ich die reizende Nymphe des Gewölbes, die mir mit anmuthsooller Grazie das Gewünschte präsentirte.

„Noch etwas gefällig, mein Herr?“

„Danke, nein — ach so, bitte um Entschuldigung, Fräulein, können Sie mir vielleicht darüber Aufschluß geben, ob Dr. Kandner hier nebenan ein tüchtiger Arzt ist?“

Die Augen des Fräuleins nahmen einen schwärmerisch-idealen Ausdruck an,

„Oh, ein ausgezeichnete Arzt — er kauft alle seine Zigarren bei uns — ein tüchtiger, wirklich empfehlenswerther Mann — ach, er ist von einer beispiellosen Liebenswürdigkeit — sehr verständig — und hübsch und jung —“

„Wie lange ist er schon etablirt?“ schnit ich lächelnd den weiteren Faden ihrer Auskunft ab.

„Vierzehn Tage —“

„Danke Ihnen. Adieu!“

Gradwegs schritt ich nach dem Nachbarhause, hiez eine Treppe in die Höhe und schellte.

Eine lange Weile verging. Niemand ließ sich hören.

Ich schellte wieder.

Derselbe Erfolg.

„Alle guten Dinge sind drei“, dachte ich und versuchte es noch einmal. Plötzlich wurde die Thür hastig nach innen zurückgezogen und eine gereizte schrille Frauenstimme polterte mir entgegen:

„Vermaledeite Jungen, wenn Ihr Euch noch einmal untersteht — ach so, entschuldigen Sie —“

Sie starrte mich an wie ein Gespenst.

„Guten Morgen“, stotterte ich wie verblüfft.

„Guten Morgen“, — verzeihen Sie, mein Herr — aber ein paar unverächtliche Kummel hier im Hause haben uns schon ein Duzend Mal —“

Ich verstehe — ist der Herr Doktor zu Hause?“

Sie blickte mich einen Moment forschend an.

„Wollen Sie ihn zum Morgenpaziergang abholen?“ fragte sie endlich neugierig.

„O nein, ich —“

„Ach so, Sie sind gewiß der Herr, den er heute aus Halle zum Besuch erwartet — sein Studienfreund, nicht wahr?“

„Auch nicht, mein Fräulein — der Herr Doktor ist wohl ausgegangen?“

„Das nicht, er —“

„Schläft wohl noch? Ich möchte nicht stören.“

„O bitte, das gerade jetzt —“

„Ich dachte er hätte jetzt Sprechstunde.“

„Sprechstunde? Wieso? Ah so,“ unterbrach sie sich plötzlich, „gewiß, er hat jetzt Sprechstunde. Wollen Sie den Herrn sprechen?“

„Ja, ja; ich möchte seinen ärztlichen Rath einholen.“

Das Mädchen prüfte mich von unten bis oben so eingehend, als ob ich ein zerrissenes, auszubesserndes Kleidungsstück sei.

„Bitte kommen Sie herein,“ brach sie plötzlich in einem schwer zu schildernden Paroxysmus freudiger Aufregung los, „ich werde es dem Herrn Doktor sofort melden. Bitte — hier ist das Wartezimmer.“

Ich trat hinein. Das Wartezimmer sah recht einladend aus. Prachtvolle Tapete, einige kostbare Stahlstiche an den Wänden, neue Möbel, vor Allem ein Prachtstück von einem Sopha, ein Schrank mit schön gebundenen Büchern, auf dem Tische eine ganze Bibliothek illustrirter Journale.

„Et, seht doch, wie hübsch,“ monologisirte ich, indem ich mich nachlässig in einen Sessel warf. „Alles neu macht der Mai — ich bin gewiß der erste Mensch, der diesen Plüsch mit seinem heilungsbedürftigen Leichnam drückt.“

„Soll ich Feuer machen?“

Mit dieser Frage steckte das dienende Fräulein in diesem Augenblicke den Kopf zur Thür herein.

„Sehr freundlich — ich danke, es ist gar nicht kalt hier. Mein Aufenthalt wird ja auch nicht lange dauern.“

„Wie der Herr wünschen.“

Ich blätterte erwartungsvoll in einem der illustrirten Journale.

Nach einer Weile ließ sich dieselbe Erscheinung in dem Tone freundlichster Einladung vernehmen:

„Herr Doktor lassen bitten.“

Ich erhob mich. Die Vorbereitungen hatten etwas lange gedauert. Ganz erklärlich, denn wie ich mich bei dem Eintritt in das funkelneue Sprechzimmer überzeugte, hatte Herr Doktor Landner, ein junger, stattlicher Herr mit einigen derben Schmissen in seinem in Folge der Aufregung gerötheten Gesicht, erst tabellose Toilette gemacht. Der erste Patient mußte doch würdig empfangen werden.

„Guten Morgen, Herr Doktor.“

„Guten Morgen mein Herr. Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Ich — ich — bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen.“

Der liebenswürdige Mann rückte mir eigenhändig einen Sessel zurecht.

Dann strich er abwechselnd seinen Bart, nahm sein Stethoskop in die Hand, hielt es wie prüfend gegen das Licht, schob dann ein Buch zur Seite, dann ging er zur Thür, öffnete sie ein wenig und machte sie wieder zu — er befand sich offenbar in einem Zustande höchster Ekstase und Verlegenheit.

„Ist es Ihnen zu kalt hier?“ begann er nach einer qualvollen Kunstpause.

„Durchwegs nicht.“

„Sonst lasse ich —“, das Uebrige wurde verschluckt. Dagegen stellte er sich vor das Thermometer und prüfte die Skala mit sinnendem Auge.

„Fünfzehn Grad,“ sagte er mit vibrierender Stimme.

„Gerade die angenehmste Temperatur,“ erwiderte ich, um ihm Muth einzulößen.

„Ja, nicht zu warm und nicht zu kalt — eigentlich sollten 18 Grad hier sein — 16 Grad sind die beste Temperatur für jedes Wohnzimmer.“

Wieder hielt er inne und senkte verlegen den Kopf.

„Nicht unangenehmes Wetter heute,“ meinte er nach einer Minute tiefer Stille.

„Sehr unangenehm; rauh und regnerisch.“

„Wir bekommen sicher bald Schnee —“

„Der ist wohl zu erwarten.“

Nach einer Kunstpause. Ich sah ihm an, daß er innerlich ausholte zu der großen, bedeutungsschweren Frage. Er setzte sich langsam an seinem Schreibtisch zurecht, zog eine Rolle mit Rezeptpapier in seine unmittelbare Nähe, tauchte die Feder ein und stieß, indem er angestrengt zum Fenster hinaus sah, halblaut hervor:

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Ich werde seit einigen Tagen von starken Brustschmerzen geplagt. Wenn Sie vielleicht die Güte hätten, meine Brust zu untersuchen, Herr Doktor.“

Ungestim sprang er auf.

„Mit Vergnügen, gewiß —“

„Ich huste stark —“

„So, Sie husten? Hoffentlich nichts Ernstliches, es thut mir leid, das zu hören —“

„Danke für freundliches Beileid.“

Der Arzt durchmaß langsamen Schrittes das Zimmer.

„Wenn Sie so gut sein wollen,“ hub er schüchtern an. „Es wird sich nichts anders thun lassen.“ Er ergriff wie entschuldigend das Stethoskop.

Der junge Arzt näherte sich, beklopfte und behorchte mich sanft.

„hm, hm,“ räusperte er sich verlegener.

„Nun, Herr Doktor?“

„Ich — ich finde eigentlich nichts — haben Sie sich schon einmal untersuchen lassen?“

„O ja, von Dr. Zellberger.“

„So, vom Kollegen Zellberger. Er war doch auch der Meinung, daß nichts von Belang —“

„Er sprach von einem leichten katarrhalischen Geräusch.“

„hm, hm.“

Er horchte wieder.

„In der That, ganz leicht — im Ganzen hat er Sie aber wohl für gesund erklärt?“

„Er hat gar nichts gesagt.“

„Soll ich Ihnen ein Rezept schreiben?“ fuhr er liebenswürdig fort.

„Wenn Sie es für nöthig halten —“

„Vielleicht etwas zum Gurgeln, um den Katarrh zu beseitigen. Sie haben doch etwas Katarrh —“

„Ich glaube wohl.“

„Dann ist es schon besser.“

So ließ er sich nieder und schrieb.

„Sie werden es doch machen lassen?“

„Natürlich, Herr Doktor. Was bin ich schuldig?“

Dr. Landner räusperte sich einmal über das andere.

„O bitte, — es ist nicht der Rede werth, — wahrhaftig nicht —“

„Aber ich kann doch nicht Ihre kostbare Zeit umsonst in Anspruch nehmen.“

„O bitte — übrigens hat es ja Zeit, bis Sie einmal wieder kommen.“

„Wie Sie wollen, Herr Doktor.“

Ich zögerte noch. Ein Etwas in mir flüsterte mir zu, daß sich der arme Doktor unendlich unglücklich fühlen würde, wenn ich ihn verließ, ohne ihm sein erstes mit seinem Schweiß — denn er schwigte wirklich vor Erregung — verdientes Honorar einzuhändigen.

„Vielleicht ist es besser, ich berichtige die Sache gleich,“ meinte ich entgegenkommend, „schließlich könnte ich es vergessen. Also was darf ich Ihnen anbieten, Herr Doktor?“

„hm, hm —“

Nach einigem Zögern;

„Eine Mark, mein Herr. Danke Ihnen.“

„Meinen Dank, Herr Doktor —“

Wir rühten unter gegenseitigen Komplimenten schrittweise nach der Thür vor.

„Wenn Sie die Güte haben wollten, mich bei Gelegenheit zu empfehlen, mein Herr —“

„Mit Vergnügen —“
Wir sprachen noch ein Weilchen weiter.

„Aber wollen Sie nicht lieber Platz nehmen?“ fragte er plötzlich. „Bitte —“

Ich setzte mich noch einmal. Von der Medizin kam das Gespräch auf das Theater, auf die Politik, auf die Musik. —

„Eine Zigarre gefällig?“ unterbrach er sich nach einiger Zeit und präsentirte mir zuvorkommend sein Etui.

„Danke, ich rauche nicht — aber ich belästige Sie — Ihre Zeit — Sie haben gewiß noch dringende Besuche zu machen —“

„Das eilt nicht so. Doch ich bemerke eben, daß es ernstlich regnet. Haben Sie weit zu gehen?“

„Ein halbes Stündchen — empfehle mich Ihnen, Herr Doktor.“

Wir schieden wie ein paar Freunde.

Als ich den Korridor betrat, sah ich drei Thüren halb geöffnet. Drei Köpfe schauten neugierig hervor und fuhren gleichzeitig erschrocken zurück.

Es waren drei Damenköpfe. Ich kalkulierte, daß der eine der Frau Doktor, der zweite seiner Schwiegermutter und der dritte dem Dienstmädchen angehörte.

Ein erhebendes Gefühl meines Werthes bemächtigte sich meiner. Stolz knöpfte ich meinen Mantel zu und schritt die Treppe hinab.

Auf der Straße angelangt, warf ich noch einen Blick nach dem Fenster empor. Vier Köpfe fuhren wie auf Kommando zurück, vernünftlich war zu den bereits erwähnten noch derjenige des Doktors hinzugekommen.

Kaum hatte ich hundert Schritte zurückgelegt, als ich hinter mir rufen hörte.

„Mein Herr — mein Herr —“

Ich wandte mich um. Das Hausmädchen stand feuchend und pustend vor mir, einen Regenschirm in der Hand.

„Entschuldigen Sie, mein Herr — der Herr Doktor erlaubt sich, Ihnen diesen Schirm zur Verfügung zu stellen, wegen des schlechten Wetters. Sie mögen ihn bei Gelegenheit zurückgeben.“

„Sehr aufmerksam — bitte sagen Sie dem Herrn Doktor meinen herzlichsten Dank.“

Förmlich gerührt setzte ich meinen Weg fort, und ich konnte nicht umhin, der Frage nachzugrübeln, ob nicht die Frau Doktor eben im Begriff gewesen, als ich aufbrach, mir eine Flasche Wein und ein Frühstück präsentiren zu lassen.

Friedrich Thieme.

Allerlei.

Nach eine Erinnerung an unsern Feind. Am 26. Oktober 1877 begab sich Kronprinz Friedrich Wilhelm, nachmalige Kaiser Friedrich III., von Ohlau aus nach dem 11 Kilometer südlich gelegenen Klein-Delsler, um auf dem Gute des Grafen York von Wartenburg dem Witwener nachzugehen. Der Weg führte ihn dabei, wie der „Presl. Btg.“ berichtet wird, durch die Ortschaft H., wo man den Kaiserjohn feierlich empfangen wollte. Ein Ermähler erhielt den Auftrag, Freundschaft abzufeuern, die den Sieger von Borth bedrücken, gleichzeitig aber dessen Ankunft der Einwohnerschaft verkünden sollten. Einige hundert Meter vor dem Dorfe hatte unser Freund Aufstellung genommen und alle Vorbereitungen zum Abfeuern der Böller getroffen, zur freieren Bewegung sich auch des Rodes entledigt. Der Kronprinz kommt! Unser Patriot greift eiligst nach dem Feuerzeuge und rüht und irrsicht, leider vergeblich. Inzwischen ist der Wagen des Kronprinzen herangefommen. Um nicht als Wegelagerer oder gar als Attentäter zu gelten, macht der Bestürzte Front, reißt den Hut vom Kopfe und taft entusiastisch: „Guten Tag, Herr Kronprinz!“ Der so seltsam Begrüßte überfah sofort die Situation; der Wagen hielt und ein allgemeines herzliches Lachen erscholl aus der Umgebung des kaiserlichen Herrn. In seiner geminnenden Weise erwiderte der Kronprinz lächelnd: „Guten Tag, mein lieber Feuerwerker!“ Nicht wahr, das Pulver ist feucht geworden? Deshalb aber keine Feindschaft! Das ist ja sogar den Siegern an der Kaybach schon passiert. Adieu!“ Die Wagen rollten von dannen, und der „Feuerwerker“ blieb lange noch das Ziel spottenden Wizes, und bis zum heutigen Tage tönt ihm aus Freundesmund und zumeilen der Gruß entgegen: „Guten Tag, Herr Kronprinz!“

Die Reise um die Welt auf dem Billard. Die Thätigkeit des Professor Gabriel Roberts an seiner Billardakademie in München hat

dem edlen Sport auf dem grünen Tisch schon manche Anregung gegeben. Das Gelingen seines neuesten Kunststückes, den die „Moderne Kunst“ in ihrer reichhaltigen Pictorial-Magazin tertiell und bildlich veranschaulicht, verlangt ganz besondere Übung und ist meist selbst den größten Billardkünstlern verlag. Erforderlich ist vor allen Dingen außer einem sehr guten Billard und außerordentlicher Nervenkraft eine Übung von mindestens sechs Monaten. Zur Ausführung nimmt man 35 Bälle, möglichst gleicher Größe, stellt dann 33 in die Ecke und die anderen 2 in der Mitte des Billards, so daß nach Verührung des Balles links der Spielball einen Sechsbänder machen kann. Derauf stellt man Liqueur- oder Champagnerfelle nicht zu weit, weder von der großen noch von der kleinen „Bande“ auf. Nun wird der Spielball ein wenig oberhalb der Mitte, Ball 2 ungefähr halbnoll und sehr stark gestoßen, wodurch ersterer 5 oder 6 „Banden“ berühren und in die Ecke kommen wird. Sobald Ball 1 in Bewegung gesetzt ist, ergreift man mit der Hand einen der 33 und stößt ihn mit dem Lueze hinter dem ersten her. Ohne eine Sekunde zu verlieren, stellt man sich an die Ecke des Billards und stößt alle Bälle in derselben Richtung. Wenn der Stoß schön sein soll, muß ein Ball immer noch unterwegs sein, wenn der nächste abgeht. Man kann statt der Gläser auch Kreidestüde aufstellen und mit 20 Bällen versuchen. — Professor Gabriel Roberts hat diesem Kunstball den Namen „Die Reise um die Welt“ gegeben.

Der poetische Berliner Bierdebauschaffner, von dem wiederholt berichtet worden ist, übt, wie die „B. N. N.“ zu erzählen wissen, sein Reintalent in munterer Weise. Einen Fahrgast redete er gestern mit den Worten an: „Sie kommen heute ja schon bei Zeiten — Wie weit gedenken Sie mich zu begleiten?“ Dann entspann sich sofort ein Gespräch. Zuerst kam das Wetter an die Reihe; der Schaffner meinte: „Nun haben wir Frühling bald — Und doch ist noch so kalt.“ Zum Fall Friedmann reimte er schnell: „Man sagte ihm in Bredaure — Des wird der Mann nicht froh! . . . Einen Anwalt braucht er nicht, einen schneidigen, — Er kann sich wenigstens selbst verteidigen.“ An einer Haltestelle ruft der Schaffner den Wartenden zu: „Bitte, nur noch zwei — Mehr Platz ist nicht mehr frei!“ Ein Fahrgast fragt, wofür der Kondukteur seine Rettungsmedaille bekommen habe. Die Antwort lautete: „Ich holte mal bei Sturm und Kraus — Einen Maler aus der Oder raus!“ Als wir absteigen, hörten wir ihn noch im Innern des Wagens reimen: „Donnerwetter das ist stark, — Das geht einem ja durch Wein und Markt!“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Vespredungen nach Auswahl vorbehalten.

Die am 15. Februar 1896 im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienene Nr. 2746 der **Illustrirten Zeitung** enthält folgende Abbildungen: Marguerite. Nach einem Gemälde von G. Ferrier. Prinz Georg von Preußen. Zu seinem 70. Geburtstag. Aus Konstantinopel. 5 Abbildungen: Die Brücke zwischen Galata und Stambul. — Der Bosphorus bei Konstantinopel. — Das Genueser-Schloß und die Befestigungen an der Einfahrt aus dem Schwarzen Meer in den Bosphorus. — Die Serailspitze. — Die Vorstadt Fındıklı und das Palais der deutschen Botschaft. Galib Bei, der neue türkische Botschafter in Berl. Winterabend im Walde. Nach einem Gemälde von L. Muntze. (Doppelseitig.) Lustige Gesellschaft. Humoreske von René Keimide. Faun beim Entengang. Modellirt von Viktor Seifert. In der spanischen Weinprobe. Nach einem Gemälde von Enrique Serra. Dr. Salomon Mandellern. Erscheinen und Verschwinden von Personen in durchsichtigen Käfigen. Ausgeführt von dem Jullustionisten Chev. E. Thörn. Wardenbären. Nach dem Märchen im Zoologischen Garten zu Berlin gezeichnet von B. Mangelsdorff. Madrillena. Spanischer Tanz, arrangirt von F. Wesner. 7 Figuren. Polytechnische Mitteilungen: Das Infanteriegewehr der Verein. Staaten von Nordamerika, Mod. II 92 (Krag-Jörgensen), 2 Figuren. Nahrungsmittelschub. Petroleumgas-Glühlichtlampe, 2 Figuren. Moden: Besch. und Empfangsstoiletten. 9 Figuren. Mädlers neuer Patent-Famenhulstoff. Einzelpreis dieser Nummer. 1 Mark. Bestellungen auf die „Illustrirte Zeitung“ (vierteljährlicher Abonnementspreis 7 Mark) werden von allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungserpeditoren, sowie von der Expedition der Illustrirten Zeitung in Leipzig entgegengenommen.

— Coeben ist bei Schmidt u. Günther in Leipzig ein wichtiges, hochinteressantes Werk erschienen, nämlich: **„Die Generalin Bonaparte“** von Joseph Turquan, übertragen und bearbeitet von O. Marschall von Bieberstein. Mit 11 Illustrationen. Man wird in diesem Werke von einer Josephine wie die Napoleonische Legende sie darstellt, nichts finden, wohl aber wird man Josephine so geschildert finden, wie sie wirklich war. Man kennt die Bergehen verschiedener souveräner Fürstinnen, die keine Heiligen waren; warum sollte man die der Generalin Bonaparte so gekünstelt wie es bisher geschah, verheimlichen? Wir glauben, daß dem Buche ein ähnlicher Erfolg zu Theil werden wird, wie den früher erschienenen Werken von Mason: „Napoleon I. und die Frauen“ (3. Auflage) und „Napoleon I. zu Hause“ (3. Aufl.). Das Werk ist vorzüglich ausgestattet, ca. 20 Bogen stark und kostet broschirt 4 Mk. 60 Pf., gebunden 5 Mk. 60 Pf.

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle Saale, Leipzigerstr. 87.